

DOMINIQUE

Das
Bett

ROMAN

ROHLIN

Le lit

B

SUHRKAMP

ACADÉMIE DE BERLIN

Suhrkamp



FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Das Bett* von Dominique Rolin ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Eva begleitet das Sterben ihres Mannes Martin, den sie liebt. Nur wenige Monate hat er noch zu leben. Sie pflegt ihn, setzt Spritzen; immer an seinem Bett, das zum Ort und Symbol ihrer Liebe und des Sterbens wird. Während Eva der sinnlichen Welt der Lebenden angehört, ist Martin ihr zunehmend entrückter. Aber was wird unter dem Druck der Hoffnungslosigkeit aus der Liebe? Geht sie weiter oder muss sie neu beginnen? Wie vielfältig ist Nähe und kann Abschiednehmen ein Teil davon sein?

Rolin gelingt eine Kartografie der Ambivalenzen im Leben neben dem Tod. Mit erschütternder Kraft erzählt sie von Gefühlszuständen zwischen Hoffnung und Verneinung, Angst und Stolz sowie dem Schmerz der Erinnerung. Am Ende dieser Reise steht die Stille im leeren Haus. Doch *Das Bett* berichtet nicht nur vom Zurückbleiben, sondern auch vom Weiterleben und von der existentiellen Wandlung im Leben einer Frau hin zur Vereinzelung.

Der Roman trägt autobiografische Züge; Dominique Rolin begleitete selbst das Sterben ihres Mannes Bernard Milleret, dem der Roman gewidmet ist. Doch ist *Das Bett*, wie die *Neue Zürcher Zeitung* schrieb, »reine Dichtung«. Die psychologische Feinheit und die Prägnanz des Stils weisen Rolin dabei als meisterhafte, unsentimentale, doch in alle Tiefen menschlicher Erfahrung greifende Erzählerin aus.

DOMINIQUE ROLIN wurde am 22. Mai 1913 in Ixelles, Belgien, geboren. In autobiografisch inspirierten Romanen und Kurzgeschichten erforschte sie die menschliche Psyche, Liebe, Isolation und Identität. 1942 veröffentlichte sie ihren ersten, u.a. von Jean Cocteau gefeierten Roman *Les Marais*. *Le Souffle* erhielt 1952 den Prix Fémina. Sie war Mitglied der Königlichen Belgischen Akademie und ihr umfangreiches Werk machte sie zu einer bedeutenden feministischen Stimme der französischsprachigen Literatur. Rolin starb am 15. Mai 2012 in Paris.

DOMINIQUE
ROLIN

Das Bett

Roman

Aus dem Französischen
von W. M. Guggenheimer

SUHRKAMP

Für Bernard

Oktober

Die Fliege kroch. An der Fensterscheibe des Triebwagens vorbei jagte die Herbstlandschaft im Rhythmus ihrer Bäume, ihrer Gräben und blassen Wiesen. Die Fliege kam nur mühsam vorwärts: wahrscheinlich war das Ende ihres Fliegenlebens nahe. Kaum war sie oben am Fensterrand angelangt, so fiel sie wieder herunter, verlor völlig den Kopf, ehe sie ihre besessene Kletterei wieder aufnahm.

Zur Landschaft fügten drei Tempi sich zusammen. Ganz vorn glitten Bäume, Sträucher und Höfe schnell vorbei; dahinter ordnete breiter sich der Strom der einzelnen Dinge; am Rand des Horizonts schließlich knoteten sich die Kraftlinien zum Helm eines Kirchturms, über dem eine Wolke lagerte. Für die Achse der Welt hätte man ihn halten mögen; und ich war dran gekettet mit unsichtbaren Banden, sie schlangen mich im Kreis, wie in einem Karussell, das ganz langsam sich dreht. Vielleicht würde ich, mit einiger Geduld, zu meinem Ausgangspunkt zurückkehren und die nämlichen Gräben, die nämlichen Wiesen wieder vorbeiziehen sehen.

Die Fliege hat ganz nahe an meiner Schulter halt

gemacht, sich nicht mehr gerührt, dann hat sie sich, wie toll geworden, gegen ein anderes Fenster am entgegengesetzten Ende des Abteils geworfen.

In E. bin ich ausgestiegen, um auf den Anschluß zu warten. Jemand hat meinen Arm berührt, und ich mußte mich zusammennehmen, um nicht aufzufahren: es war Suzanne.

– Tag Eva, sagte sie; in höheren Regionen?

Ich habe ganz dumm geantwortet, ich sei noch nicht recht wach. Der Gedanke, mit ihr bis Paris mich unterhalten zu müssen, zerrte an mir; ich benahm mich ziemlich kurz angebunden bis zum Augenblick, da mir klar wurde, daß sie in Richtung M. fuhr. Wir haben uns Aufwiedersehen gesagt, und ich sah sie die Treppe hinaufklettern, die über die Gleise führte. Ich weiß auch nicht, warum sie mich an die Fliege erinnerte, und da sie auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig stehen blieb, habe ich ihr zugelächelt. Wir mögen sie gern, Martin und ich. Aber wir sind zu glücklich, um uns für sie zu interessieren, oder für wen sonst auch immer. Wir sind jeweils auf dem anderen Ufer. Ein scharfer Windstoß gellte. Sie hat gerufen:

– Und Martin?

Alles ging gut, seit fünf Tagen war er zur Beobachtung im B.-Hospital. Am beflissenen Bemühen meines Mundes, zu lächeln, an dieser übertriebenen Bewegung spürte ich unerträgliche Schauspielerei. Unserer mit lautester Stimme geführten Unterhal-

tung lauschend verwandelten die Reisenden den Bahnhof in eine Bühne, auf der wild gemischt Statisten und Zuschauer meine Anstrengungen verfolgten, mit einer schlechten Rolle fertig zu werden.

Ohne Suzanne aus dem Blick zu lassen, führte ich inwendig das Gespräch weiter: »In einer Woche werden Martin und ich wissen, was von diesen Leibschmerzen zu halten ist, und dann nehmen wir unsere Gewohnheiten dort wieder auf, wo wir sie unterbrochen haben.« Im Krankenhaus hatte Fromont mich beruhigt: die Röntgenaufnahmen waren günstig. Er ist ein bekannter Arzt. Ich glaube an die Wissenschaft der Menschen. Martin auch.

Ich öffnete den Mund, um zu Suzanne hinüber zu schreien, wir würden sie bald besuchen kommen, da fuhren gleichzeitig unsere beiden Züge ein, rasseln- den Vorhängen gleich, die vors Schauspiel gezogen werden.

Und da war es, daß etwas Merkwürdiges sich begab: mein Geist weitete sich, sog die Umwelt in sich auf, sah gleichzeitig sich in ihr aufgesogen; was mich mit der Fähigkeit ausstattete, ins Innerste der Unbekannten zu dringen, die zufällig sich in meinem Abteil niedergelassen hatten. Mit ihrem Lachen bebte mein Gesicht, mit ihren Bewegungen füllten sich meine Hände. Ihnen ohne Zweifel war das Geheimnis des Wehs bekannt, an dem Martin leidet; nahm ich mir nur die Mühe, so mußte ich von

ihnen, flüchtigen Reisenden, eine Antwort erhalten auf die Fragen, die mich bedrückten.

Im Augenblick aber, da ich den Eingang zum Krankenhaus durchschritt, fiel wieder das Schweigen über mich, und ich lief bis zum Flachbau der Inneren Station, deren Korridore mir länger erschienen als an den vergangenen Tagen, und die Leuchtkörper nackter. Durch jede offene Tür hatte ich Zeit, ein paar Gesichter zu erblicken, abgezehrt oder aufgedunsen vom Leiden. Ich ging auf Zehenspitzen, darauf bedacht, den Klang meiner Schritte auf den Steinfliesen zu dämpfen, aufmerksam musterte ich die Gesichter der Krankenschwestern, die meinen Weg kreuzten, um womöglich schon zu erfahren, wie Martin die Nacht verbracht habe.

Die Freude packte mich, als ich ihn in seinem Zimmer erblickte, inmitten der anderen Kranken; aber ich widerstand dem Verlangen, mich in seine Arme zu stürzen. Ich habe ihn gefragt, ob er habe schlafen können, er hat geantwortet ja, dank der Spritzen, die ihn ganz stumpfsinnig machten. Hatte er noch Schmerzen? Ja, er hatte immer noch Schmerzen. War Fromont wieder gekommen? Ja, sie hatten von Kunst und Literatur geredet.

Im Schneidersitz sprach Martin leise, unterbrach sich von Zeit zu Zeit, um auf seinen Schmerz zu horchen. Ich dachte, es sei eine überraschende Sache für mich, neben ihm zu sitzen, während ich doch mit ihm im selben Bett ausgestreckt liegen sollte.

Übrigens war alles überraschend: die gewechselten Worte, die aufmerksamen Gesichter jener, die uns zuhörten, die Hitze, das allzu weiße Licht.

Dann hat Martin seinerseits mich befragt: übers Haus und den Park, die Forstaufseher, Ben, Flore. Ich habe ihm Einzelheiten mitgeteilt wegen eines Eichenwäldchens, das zwei Tage später geschlagen werden sollte; er hat darauf bestanden, ich solle selbst hingehen und die Sache überwachen. Dann habe ich mehrere Anweisungen mitgeschrieben, die er mir, den Blick zum Fenster hinaus gerichtet, diktierte. Man sah da die gelben Fassaden der anderen Gebäude, die durch Platanenalleen voneinander getrennt waren. Die Blätter fielen. Rekonvaleszenten gingen auf und ab, auch Rollstühle glitten vorbei, die Kranken darin waren dicht in Decken gewickelt. Unter anderem wollte er, ich solle diesem Mann in Paimpol antworten wegen des Fischerhäuschens, das zu erwerben er nun entschlossen war. Ich riet ab von einer so unsinnigen Ausgabe, doch er bestand darauf, stützte sich auf Ziffern: seine liebsten Wünsche wußte er in ein Gerüst von Vernunft zu spannen. Vom Traum ging man aus, landete in fester Wirklichkeit. Seit zehn Jahren lebte ich im Schrecken vor so einem Unternehmen, aber nun hatte ich wohl oder übel mich damit abfinden müssen. Während ich den Briefentwurf kritzelte, dachte ich an unsere letzten Ferien am Meer, an einen Abend besonders, das Getümmel von Wind und

von Licht hatte uns ganz durcheinander gebracht, wir hatten einen Abstecher auf die Höhen gemacht; unter einem überhängenden Felsen hatten wir da ausgeruht, um die Sonne niedersteigen zu sehen in ihrem matten Rot, wie von einer geschrumpelten Frucht. Das Meer bedeckte sich mit einer blaßrötlich schimmernden Schweißschicht, die allmählich auch Himmel und Erde überzogen hatte. Über uns war das unbestimmte Gefühl gekommen, mit einem Mal entdeckt zu sein und an den Rand irgendeines Abgrunds gestoßen, ohne darum Unruhe oder Angst zu empfinden. Und eben in diesem Augenblick hatte Martin gesagt: »Mir tut da was weh.« Zum ersten Mal.

– Du mußt jetzt gehen, hat Martin gesagt.

Ich habe seine schmutzige Wäsche in einen Koffer zusammengepackt. Eben als ich hinausging, sind Fromont und eine Menge Praktikanten in den Saal gestürmt. Fromont redete schnell und sprach Fachausdrücke nachlässig aus, die ich nicht verstand und auf die die anderen mit leeren Gesichtern horchten. Ein Geruch nach Kölnisch Wasser und sauberen Haaren entströmte diesem großen vielgliedrigen Körper. Fromont hat, auf eine Bemerkung Martins hin, einen derben Witz gemacht, und ich habe so laut gelacht, daß einige, mißlaunig überrascht, die Köpfe nach mir wandten.

Draußen war Nebel und Kälte. Ich bin in ein billiges Restaurant in der rue D.; es war, als bildete

das Stimmengewirr da drin eine Art Rauch, in dem die Umrisse der Dinge verschwammen. Tränen kamen mir: ich war allein; zum ersten Mal. Und ich ließ die Tränen auf die Wangen tropfen, in der heimlichen Hoffnung, meine Nachbarn würden Mitleid mit mir haben. Mein Kummer durchzitterte mich mit einer ganz neuen Lust, die zu teilen süß gewesen wäre.

Ein bißchen später habe ich mich in den Schächten der Métro verirrt: seit ich Martin nicht mehr mit mir habe, kommt das bei mir öfter vor. Ich bin kein selbständiges Wesen; Martin trägt mich in sich. Ich betrachte das Leben durch die Fenster dieser festen Burg, die mich beschirmt: so gelangen die Leute, das Wetter, die Dinge mit einer leichten Verspätung bis zu mir, aus einem Abstand der Gestalten und der Bezüge. Zweimal mußte ich nach meinem Weg fragen, wodurch ich mich sehr verspätete, und um nach Bourg-sur-Navre heimzufahren, mußte ich dann den pfpfropfvollen Abendzug nehmen.

Ich überquerte die Brücke über den Fluß, der hier tief unten in abgründigerer Schwärze schimmert als überall sonstwo. Die Menschen sah man kaum: dann und wann einmal tauchten aus dem Dunkel ein Rücken, ein Nacken, Beine auf; von den Scheinwerferstrahlen eines Autos getroffen. Ich hörte das Schlurfen der Schritte auf der Straße; bald aber ließ ich mich abhängen, da mein Koffer zu schwer war.

Fern schon, an der Spitze der Kolonne, hörte ich eine Gruppe streitlustiger Schüler lachen. Die Menge nahm ab. Über die Kirche hinaus blieb nur mehr Tardif Albinos, der Geistesschwache, unser Nachbar. Er hat sich mir genähert mit seiner seltsamen Art, seine riesengroßen Füße querzuschleudern, und sein Ellbogen streifte meinen Ärmel.

– Also, Tardif Albinos, wie war die Arbeit?

Er hat eine unverständliche Antwort gemurmelt, in der von einer Schnur und einem toten Fisch die Rede war. Dann hat er sich meines Koffers bemächtigt, um ihn im Laufschrift bis zum Gitter unseres Hauses zu tragen; er ist davon, ohne mir Aufwiedersehen zu sagen. Wind war aufgekommen: der Ahorn, der mitten in dem Rasen gepflanzt ist, ächzte über dem Gitter und ich habe durchs Dunkel die trockenen Büschel glänzen sehen, die den Winter über an seinen Zweigen hängen bleiben. In den Fenstern war kein Licht. Es hat mich Mühe gekostet, den Schlüssel im Schloß umzudrehen. Ich habe den Kies der Allee knirschen hören: der Boxer Ben schoß mir entgegen, um mich zu feiern.

– Das reicht, Ben. Pfoten weg, sagte ich leise, als fürchtete ich, jemanden zu wecken.

Ich ging durch die Küche ins Haus und habe alle Lampen im Erdgeschoß eingeschaltet. Möbel und Gegenstände waren an ihren gewohnten Plätzen, das Parkett glänzte, der Ofen lärmte, und all dies

war einfach, friedlich, freundlich: ohne da zu sein, war Martin da. Der Tisch unter der kupfernen Hängelampe sagte es mir, so auch die Truhe, die Stühle, die Spiegel und Blumensträuße, welche Alice, die Hausbesorgerin, in meine Vasen gestellt hatte. Plötzlich gab es einen Kohlenrutsch im Ofen. Ich habe mich, mit einem Mal, glücklich gefühlt.

Ich bin wieder hinaus, um Ben in seine Hundekammer schlafen zu bringen. Ich ging über den schwammweichen Rasen, ein Vogel beklagte sich in den Kastanien des »Sommer-Eßzimmers«. »Die Hauptsache ist«, dachte ich, während ich den Hund zudeckte, »aufs peinlichste alle die Riten zu vollführen. Nur so kann man es ableugnen, daß man allein ist.« Ich habe den Wecker genommen und bin in unser Zimmer hinauf. Im Dunkel stieß ich mit dem Fuß an unser Bett, und mir entfuhr ein kleiner Schmerzensschrei, im Augenblick, da ich Licht machte: ich hatte Zeit, im Wandspiegel den Widerschein meines verzerrten Gesichts zu sehen, und diese Blitzbegegnung, so ohne alle Absicht, hat mich mit einem Schlag befreit. Ich mußte lachen, als ich dem Spiegel mich näherte.

– Mein Liebling, sagte ich laut, meine Stirn betrachtend, in die zarte Falten sich zu graben beginnen.

Ich habemichausgezogen, als hingemein Lebenander Eile meiner Bewegungen, und bin in die Laken geglitten. Im unteren Fach des Nachttisches befanden

sich noch die Bücher, in die Martin hineinsah, ehe er einschlief. Eins nach dem anderen nahm ich auf, um mich zu vergewissern, daß es mich der Wirklichkeit verbinde, will sagen, meiner Wirklichkeit, und meine Vorliebe galt einem vom vielen Gebrauch abgegriffenen Shakespeare, dessen eingerissener Einband herabhing. Auf ihm bildeten Martins Fingerabdrücke eine fettige Insel. Es lebte. Am liebsten hätte ich den Namen des Dichters geküßt, der so sanft sich anhört: er beschwor in mir das Bild eines Strandes aus schwarzem Samt, auf dem mondweißer Fels zerstreut liegt. Die See, obschon gegenwärtig, bleibt unsichtbar, und es ist nicht möglich zu wissen, woher ihr schmeichelndes Tosen stammt, aus wirklicher Welt oder aus deren Widerhall.

. . . Unter meinen Füßen wich der Sand mit so herzerreißender Zärtlichkeit, daß in ihm zu versinken mir Lust gewesen wäre. Von Zeit zu Zeit sah ich auf Martin, dessen schmaler gewordenes Gesicht – sein Krankengesicht – leuchtete, von unten angestrahlt. Wir hielten uns an der Hand, um voranzuschreiten, dem ohne Unterlaß anschwellenden Rauschen der zurückgewichenen Wellen entgegen.

Jäh hat, aus dem Speisezimmer kommend, ein Lärm mich geweckt. Mitternacht war vorüber, das Buch war meinen Händen entfallen, noch ehe ich das Licht hätte löschen können, war ich vom Schlaf überfallen worden. Mein Herz schlug wild.

– Hast Du gehört? flüsterte ich.

Die Berührung des leeren Linnens erfüllte mich plötzlich mit solchem Schrecken, daß ich sagte: »Martin, Martin« und zitternd vor Angst in meinem Morgenrock schlüpfte. Ich horchte angestrengt. Gleichgültig verdaute das Haus an seinem nächtlichen Leben: im Takt schlug ein Tropfen im Behälter der Wasserspülung auf; den Kühlschrank in der Küche überkam gelegentlich ein Schauer, ihn schüttelte dann von innen ein Stromstoß; der Wecker auf meinem Nachttisch wühlte sich durch die Sekunden. Mit leisen Schritten bin ich hinunter. Ein Bildrahmen war grundlos (grundlos?) aufs Parkett des Speisezimmers herabgefallen, da lag nun zersplittert das Glas und, über dem Portrait von mir, das es hatte beschützen sollen, formten seine Bruchstellen einen Stern. Eine dieser Glaswunden durchlöcherte meine Stirn. Wie ich nun die Scherben wegfegte, merkte ich ohne Anteilnahme, mit Widerwillen, daß meine Hände zitterten.

Am Morgen darauf regnete es in Strömen, der Wind rüttelte an den Fenstern und die große Kiefer, die am Parkeingang Wache steht, schwankte wie ein hilfloser Mast. Alice wachste das Parkett im Speisezimmer.

– Kann die Gnädige Frau mir sagen, wie es unserem Herrn geht? hat sie gefragt, das Kinn auf ihren Bohnerbesen gestützt.

In ihrem glatten Gesicht haben die Augen einen

Glanz wie von Granit. Ich sage oft zu Martin, sie habe »taube Augen«.

– Die Gnädige Frau wird entschuldigen, aber ich habe geträumt, daß unser Herr in ein Wasserloch gefallen war, fuhr sie fort, ohne abzuwarten. Er rief um Hilfe nach der Gnädigen Frau. Aber die Gnädige Frau lief weg. Am Ende hat der Sand unseren Herrn ganz zugedeckt, und er war tot, erstickt.

Lachend habe ich gesagt:

– Vielleicht hört der Regen auf, Alice, was sagen Sie?

– Da täuscht sich die Gnädige Frau, schauen Sie doch nach dem Himmel, rief sie aus und schob den Vorhang weg.

– Dem Herrn geht es recht gut, Alice.

– Unser Herr ging in seinem Wasserloch zugrunde, hat sie nochmal wiederholt.

Ich habe ihr gesagt, es reiche jetzt, mit ihrem Geschwätz werde sie sich noch im Haushalt verspäten, und ging nach oben, mein Bad zu nehmen. Ich haßte sie. Kaum war ich in die Badewanne gestiegen, da erschien sie auf der Schwelle, und an der Art, wie ihre Stimme die Worte zurichtete, merkte ich, daß sie zornig war .

– Erlauben bitte die Gnädige Frau, daß ich Sie noch ein letztes Mal störe. Ich habe vergessen, der Gnädigen Frau auszurichten, daß Mademoiselle Flore aus Paris angerufen hat. Sie war erstaunt, ohne

Nachrichten von der Gnädigen Frau und dem Gnädigen Herrn zu sein. Sie machte sich sogar Sorgen. Und sie hat gebeten, daß die Gnädige Frau heute ganz bestimmt anrufen soll.

Sie ist hinaus, ohne daß ich es merkte. Nun hatte das Bild meiner Tochter den Traum verstört, auf dessen Grund ich seit dem Abend zuvor schwamm. Ich habe ganz stark die Augenlider zgedrückt und mit einem Mal gewünscht, ich könnte sterben.